



Creepy
Pasta

Exit

Allan Rexword

BACKROOMS

LOGS

Akte Faceling

Backrooms Logs

Von Allan Rexword

Buchbeschreibung:

Was ist Realität und was Fiktion? Marc, ein 16-jähriger Schüler, verschlägt es ungewollt in die verrückte Dimension der Backrooms. Dort erfährt er ein finsternes Geheimnis. Ihm bleibt keine Wahl, er zieht gegen einen übermächtigen Gegner in den Kampf, um Familie und Freunde in seiner eigenen Realität zu retten.

Über den Autor:

Das Autoren- und Leserherz von Allan Rexword schlägt für Fiction und Thriller. Neben Spannung und Action ist ihm wichtig, die Geschichten immer aus dem sehr persönlichen Blickwinkel der jeweiligen Protagonisten zu erzählen.

Backrooms Logs

Akte Faceling

Von Allan Rexword

<https://rexword.de>

1. Auflage.

© Lars Nielsen - alle Rechte vorbehalten.

<https://rexword.de>

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 1

Log_1 2

Log_2 10

Log_3 21

Ein Hauch Normalität 31

Log_4 39

Biergartengeflüster 46

Log_5 55

Log_6 64

Log_7 70

Log_8 78

Log_9 87

Log_10 96

Log_11 106

Log_12 115

Log 13 124

Log 14 135

Log 15 144

Spiegelwelt 151

Munich Suburbs 162

Log 16 169

Log 17 178

Log 18 189

Log 19 199

(Un)vertraute Heimat 207

Nachwort 213

Bevor ihr geht 215

Vorwort

Hey Leute,

ich freue mich, dass diese Logs über Umwege zu euch gefunden haben. (Danke, @AllanRexword!). Damit ihr das nicht falsch versteht: Das ganze kranke Zeug habe ich mir nicht ausgedacht. Ist eher so was wie ein Tagebuch. Und ich bete echt, dass ihr das nie erleben werdet. Aber sollte einer von euch auch in dieser freakigen anderen Dimension landen, den „Backrooms“. Na ja, dann ist es eh zu spät, schätze ich. Von dort gibt es praktisch keinen Weg zurück. Okay, ich hab's offensichtlich geschafft. Das hat andere Gründe, als ihr denkt. Keine, die ihr selbst erleben wollt.

Damals war ich ein Schüler wie jeder andere. Hatte meine Kumpels und eine Familie. Heute existiert diese heile Welt für mich nicht mehr.

*Ig Marc Schmidt**

** Name aus Datenschutzgründen geändert. Anmerkung des Herausgebers.*

Log 1

Eiskalter Novemberregen prasselte auf die dunkelgrüne Kapuze meines Parkas. Die Tropfen auf der Brille ließen mich kaum die Straße erkennen. Vor mir erschien ein schwammig grüner Punkt. Vollgas trat ich in die Pedale, je eher ich aus diesem nassen Albtraum herausfand, desto besser.

Quäkend ertönte eine Hupe von rechts, Reifen schliffen über nassen Fahrbahnbelag, Scheinwerfer blendeten und mein Herz setzte einen Schlag aus. Zentimeter neben meinem Knöchel kam das breite Maul einer S-Klasse zum Stehen. Mein Drahtesel wankte und fiel beinahe um, mit einem wackeligen Schritt auf dem Boden konnte ich mich retten. Der Fahrer des zahnstein-gelben Taxis legte in diesem Moment mit aufgerissenen Augen und offenem Mund das Handy zur Seite, das er Augenblicke zuvor noch am Ohr hielt.

„Vollidiot!“, brüllte ich und zeigte auf die inzwischen rote Fußgängerampel. Ohne mich zu kümmern, fuhr ich platschend und kopfschüttelnd weiter.

Nicht zahnstein-Gelb, sondern hell-elfenbein-gelb war die offizielle Taxifarbe in Deutschland, schoss es mir durch den Kopf. An diese Szene erinnere ich mich in jedem Detail. Heute hasse ich gelb. Insbesondere das nasenschleim-ähnliche, eher gelb-grünliche „Mono-Gelb“, das ihr euch

merken werdet, falls euch in Zukunft Ähnliches widerfährt wie mir.

Der Schreck saß in meinen Gliedern, während ich das schrottige, orange-gelbe Mountainbike, das ich vom knauserigen Verdienst in einem Fischrestaurant abbezahlte, durch die tiefen Pfützen auf der Fahrradspur lenkte. Das liebevoll gemeinte, aber für einen 16-Jährigen vollkommen unpassende Angebot meiner Helikopter-Mutter, mich wie einen Grundschüler direkt vor der Schule abzusetzen, hatte ich abgelehnt. Mit dem 12-Tonnen-Autokran meines Vaters vorzufahren, wäre auch nicht besser, der war jedoch eh auf Montage. Lieber nahm ich vollgesogene Sneakers sowie eine pitschnasse Jeans in Kauf, als mich dieser Peinlichkeit auszusetzen. Im Gegensatz zu meiner vier Jahre jüngeren Schwester, die sich wie die Kaiserin des Rheinlands quer durch Düsseldorf kutschieren ließ.

Rückblickend kann ich euch sagen, dass mein wollewarmes und sorgenfreies Leben zu diesem Zeitpunkt das reinste Zuckerschlecken war.

Während ich mich bemühte, den Drahtesel am rechten Fahrbahnrand zu lenken, rauschten Autos vorbei und die dreckige Suppe spritze mir ins Gesicht. Ekelig. Bis daheim im Stadtteil Bilk waren es maximal zehn Minuten durch die Düsseldorfer Innenstadt. Den Blick versuchte ich halbwegs oben zu halten, damit mir das mit dem Taxi nicht erneut

passierte. Mein Vorderrad rutschte in die Straßenbahnschienen, die, wie auch sonst, exakt senkrecht über die Fahrradspur verliefen. Lenken und Gleichgewicht halten waren schlagartig unmöglich. Der Helm hing am Lenker, damit die Kapuze des Parkas passte. Nur ein weiterer in einer ganzen Kette kapitaler Fehler.

Das Mountainbike kippte. Mein Kopf schlug ungebremst auf den regennassen Asphalt. Die Welt versank in Schwärze.

Lärmendes, elektrisches Brummen weckte mich. Mein Schädel hämmerte im Rhythmus meines wummernden Herzens. Lang ausgestreckt lag ich auf einem nassen Untergrund. Kein Asphalt. Teppich? Licht stach in meine verklebten Augen, als ich sie öffnete.

Mühsam rappelte ich mich in pitschnassen Klamotten auf. Nasenschleim-gelbe tapezierte Wände eines tiefen Raumes erstreckten sich zu allen Seiten. Mono-Gelb. Gestank stieg mir in die Nase. Eine Mischung aus Fäulnis und Urin. Ich wollte nicht wissen, mit was der Bodenbelag durchtränkt war. In der Decke leuchteten in unregelmäßigen Abständen einzelne Paneele. Wie in einem schäbigen Hotelflur. Von ihnen ging das energieverbrauchende Brummen sowie ein unbeständiges Flackern aus.

Wo in Teufelsnamen war ich?

Eben bin ich vom Fahrrad gefallen und hatte mir dem Kopf aufgeschlagen.

Und jetzt?

Fester feuchter Boden. Nasse Klamotten. Harte Wände. Das klare eindringliche Brummen und Flackern der Deckenlichter. Die Beule am Schädel. Das war kein Traum. Aber was sonst?

Koma. Sicher lag ich im Koma. Vermutlich schlief mein Körper in diesem Moment in einem Bett in der Uni-Klinik, mit diversen Schläuchen und Kanülen sowie einem piepsenden Herzmonitor ausgestattet. Meine Eltern – oder zumindest meine Mutter Nicole – und Emilia, meine kleine Schwester, standen neben mir und versuchten, mich mit sanften Worten zu wecken. So würde es sein. Was sonst?

Zunächst wartete ich ab. Irgendwann würde ich aufwachen. Oder auch nicht. Nach einer Weile schaute ich auf die Smartwatch. 15:12:45 Uhr. Die Sekunden schienen eingefroren. Auf dem Smartphone, das ich aus der Hosentasche holte, das gleiche. Kein Mobilfunk und WLAN. Die Zeitanzeige stehen geblieben, kein GPS oder Navigation. Okay, ich lag im Koma. Was hatte ich erwartet?

Das Brummen und Flackern sowie die mono-gelben Wände brannten sich langsam aber sicher in meine Gehirnwindungen. Ich beschloss, diesen Raum zu verlassen, in der Hoffnung, dass es irgendwo besser wurde.

Das war mein Koma, mein Geist, in dem ich unterwegs war. An der Rückwand fand sich eine Abzweigung in weitere zwei Kammern in identischer Optik. Immer links halten. Mit dieser Methode erreichte man todsicher das Ende jedes Labyrinths. Mir fiel auf, dass an einigen Stellen ein dünner Wasserfilm die Wände hinab lief, hielt meine Finger daran und roch. Moderiges Wasser.

War da eine Bewegung? Aus den Augenwinkeln hatte ich etwas wahrgenommen. Als ich mich umdrehte, lag der Raum leer vor mir. Jetzt auf der anderen Seite! Dieses Mal deutlicher. Auf Tapeten bewegten sich winzige Hügelchen auf zufälligen Bahnen, wie fette Käfer, die unter dem nächtlichen Bettlaken wuselten. Mit klopfendem Herzen trat ich näher heran. Dort war nichts. Nur glatte monogelbe Fläche. Eine Täuschung? Spielten mir die Sinne einen Streich?

Unterschiedlich lange Flure und Räume in immer dem gleichen Mono-Gelb wechselten sich ab. Mir war klar, falls ich im Koma lag, würde ich endlos durch dieses seltsame Labyrinth wandern. Ohrstöpsel, um zumindest das unstete Brummen loszuwerden, wären super.

„Hallo?“, rief ich, um etwas anderes zu versuchen.
„HAAALLLOO? Hört mich jemand?“

Nichts. Ich zuckte mit den Schultern und wanderte weiter. Zwischendurch hatte ich interessehalber angefangen, die Schritte zu zählen. Bei 10.000 gab ich auf. Auch hatte ich

versucht, mit meinem Schlüsselbund Markierungen in diese seltsamen Tapeten zu ritzen, da ich theoretisch im Kreis laufen könnte. Keine Chance, das Material war genau wie der Teppich extrem reißfest. Interessanterweise hörte ich das Brummen kaum noch und der Geruch störte nicht mehr. Das menschliche Gehirn war erstaunlich anpassungsfähig.

Seit Stunden war ich unterwegs, ausgelaugt, hungrig, durstig. Außerdem wurden die Beine langsam schwer. Meine Schenkel schmerzten höllisch an den Innenseiten, da sie sich mit der nassen Kleidung wund scheuerten. Dieses Koma war realistischer, als mir lieb war. Zur Erholung hockte ich mich auf den feuchten Boden.

Das Brummen verstummte. Das war das Erste, was mir auffiel. Mit wackeligen Knien stand ich erneut auf. In der Ferne sprach jemand. Kaum wahrnehmbar, einzelne Worte waren nicht herauszuhören. Aus welcher Richtung kam das? Um mich zu orientieren, horchte ich in die nächsten Räume. Leider setzte das enervierende Geräusch der Lampen ein und die Stimmen waren nicht mehr auszumachen. Trotzdem beschloss ich, weiter zu wandern. Erneut klangen die murmelnden Worte lauter über das Brummen hinweg. War es meine Familie, die mich aus dem Koma weckte?

„Hier!“, rief ich nochmals. „Ich bin hier!“

Das Murmeln verstummte. Vorsichtig bewegte ich mich weiter. Die Geräusche oder das Krabbeln der Käfer wiederholten sich nicht.

Endlose Stunden später war ich vollkommen fertig, mein Mund staubtrocken und mir fielen die Augen zu. Koma hin oder her, es half nichts, an Trinken und Schlafen führte kein Weg vorbei. Daher schritt ich zur nächsten Wand, fing das moderige Wasser mit den Händen auf und schluckte es. Es schmeckte nicht lecker, stillte jedoch den Durst. Mangels Alternativen legte ich mich am Ende halbsitzend in eine feuchte Ecke auf den nassen Boden, nutzte meinen Parka als Kissen und schlief ein.

Mit rasendem Herzen schreckte ich auf. Etwas war anders.

Es beobachtete mich.

Eine Gänsehaut zog sich über meinen Nacken. Zügig spähte ich in die Flure, ohne einen Grund für das Gefühl zu finden.

Es näherte sich. Es war abgrundtief böse.

Mein Puls raste. Schweiß tropfte in die Augen. Mir war glutheiß und eiskalt zugleich. Erstmals stieg echte, panische Angst in mir auf, zog sich vom Magen bis in den Nacken. Weg hier! Um jeden Preis. Sofort!

Ohne mich umzuschauen, sprintete ich blindlinks los. Der faulige Atem des Raubtiers blies mir in den Nacken.

Rennen. Weg! Eine Ecke nach der anderen. Die Lunge brannte. Seitenstechen, als wenn mir jemand ein Messer unter die Rippen gerammt hätte.

Vollkommen ausgepumpt torkelte ich vorwärts, stolperte über meine eigenen Füße. In vollem Lauf krachte ich ungebremst in die steinharte, mit mono-gelber Tapete bespannte Wand.

Und erwachte schwer atmend mit Herzklopfen, das mir im Schädel dröhnte. Mein Rücken lehnte an einer hölzernen Parkbank unter dem Rheinturm. Vor mir breitete sich ein sattgrüner Park mit pittoreskem Blick auf die straff gespannten Stahlseile der Rheinkniebrücke aus. Das Mountainbike stand feinsäuberlich abgestellt neben mir und mein blauer Schulrucksack lag daneben. Der Himmel war bewölkt. Tiefe Pfützen zeugten von einem vergangenen Schauer.

Was war hier los? Eben noch einem stinkenden, endlosen mono-gelben Labyrinth von einem unsichtbaren Monster gejagt - und jetzt ... das?

Zügig holte ich das Smartphone raus. Es war in meiner Tasche und zeigte 16:15 Uhr. Die Sekunden tickten brav

weiter. Rund eine Stunde nach dem Unfall am gleichen Tag. Mit zitternden Fingern betastete ich meinen Kopf. An der Seite hatte sich eine dicke, verschorfte Beule gebildet, die bei der kleinsten Berührung heftig schmerzte. Außerdem hämmerte mein Schädel.

War das alles nur eine Halluzination? Wie kam ich hierher? Hatte ich einen Blackout nach dem Unfall und bin eine Stunde durch die Stadt geirrt?

Vermutlich. Das würde es erklären. Irgendwie.

Log 2

„Und?“, fragte Chris und rempelte mich spielerisch an, während wir gemeinsam unsere Fahrräder zum Schwimmtraining in Richtung der altehrwürdigen Düsseldorfer Münster-Therme schoben.

„Was?“ Als Antwort schubste ich ihn weg.

„Warst du beim Seelenklempner?“

„Quatsch“, antwortete ich. Mein bester Kumpel hatte es nicht so mit Fachwörtern. Ein Wunder, dass er das Gymnasium schaffte. „Es war ein Neurologe. Man hat mich in diese Kernspin-Röhre gesteckt und mein Hirn scheibchenweise durchgesiebt.“

„Da waren die bestimmt total enttäuscht. Alles leer.“

„Ha, ha, sehr witzig. Aber nee. Haben nichts gefunden. Alles in Ordnung.“

Formell stimmte das. Die beißenden Kopfschmerzen, die mich seit dem Fahrradunfall plagten, verschwanden leider nicht. Inzwischen habe ich jedoch allen erzählt, dass sie weg wären, um nicht weitere sinnlose Stunden bei Ärzten zu verbringen. Meine Mutter hatte es nach dem dritten Arztbesuch und tausendfacher Beteuerung meinerseits zum Glück gefressen. Die Schmerzen würden irgendwann von allein verschwinden.

„Was hat eigentlich dein Alter dazu gesagt?“

„Nichts.“

„Nichts?! Ehrlich? Seinen Sohn haut es fast den Schädel weg und der sagt nichts?“

„Na ja, doch. Nächstes Mal solle ich gefälligst besser aufpassen.“

„Scherzkeks.“

Schweigend zuckte ich mit den Schultern und schob die Hände tief in die Taschen. So war mein Vater: die meiste Zeit mit dem Kranwagen auf Montage und nicht anwesend. Und falls doch, gab es maximal Ermahnungen oder Verbote.

„Hast du irgendwem von deiner komischen Hallu erzählt?“, fragte mein Kumpel.

„Bist du bescheuert?! Natürlich nicht! Dann stecken die mich direkt in die Klappe.“

„Na ja, aber vielleicht ...“

„Ey, Chris. Auf wessen Seite stehst du? Ich hätte dir davon echt nichts erzählen dürfen. Vermutlich weiß es inzwischen schon die ganze Schule!“

„Nein, Bro! Ich habe es niemandem erzählt. Ehrlich.“ Er machte einen ernsthaft geknickten Eindruck.

„Okay. Aber behalte es für dich.“

Wir spazierten auf den Eingang der altehrwürdigen Schwimmhalle zu. Baujahr 1902. Warum konnte unser Verein nicht in einem der moderneren Bäder trainieren?

Zwei Stunden später. Der schrille Pfiff des Coaches beendete das Schwimmtraining. 100 Meter in 52,3 Sekunden. Das war heute meine Bestzeit. Chris war ein paar Sekundenbruchteile schneller. Er war drei Zentimeter größer und hatte längere Arme, redete ich mir ein. Wir stiegen tropfnass aus dem Becken und räumten die zitronen-gelben Bälle, weiß-blauen Schwimmkörper und das restliche Übungsmaterial zusammen.

„Marc? Bringst du die Bälle in den Keller?“, rief der Coach mir von der anderen Seite des Beckens zu.

„Ja, sicher, kein Problem.“

Ohne extra was überzuziehen, warf ich mir das schwere Netz auf den Rücken. Zielgerichtet schritt ich in Badelatschen durch das Labyrinth aus grauweiß gefliesten Gängen und stieg die Stufen in den muffigen Materialraum hinab. Das Brummen der Schwimmbadanlage war deutlich zu hören. Eine Funzel über dem Eingang erleuchtete das Innere unzureichend und vertiefte die Schatten. In der Kammer gab es neben diversen Regalen mit

Übungsmaterial eine graue verschlossene Metalltür mit der Aufschrift „Technikraum“. Da ich mindestens hundertmal hier unten war, störte mich die finstere Atmosphäre nicht mehr. Die Regalplätze kannte ich inzwischen auswendig und wuchtete das Netz mit einem dumpfen Aufprall in die dafür vorgesehene hintere Ecke.

Ein scharfer Lichtkeil aus dem Technikraum, dessen Tür einen Spalt offenstand, zerschnitt die Finsternis des Lagerraums. Verwundert trat ich einen Schritt darauf zu. Vor ein paar Sekunden, als ich herunterkam, war die Metalltür verschlossen. Ganz sicher.

Neugierig zog ich das schwere Türblatt auf. Vor mir lag kein „Technikraum“ vollgestopft mit Maschinen und Röhren – sondern ein leerer langer Flur. Weitere Türen und abzweigende Gänge durchbrachen die schmutzigweiß gestrichenen Wände. Auf dem Betonboden sammelte sich Feuchtigkeit in Pfützen.

Leises Rufen und Klopfen hallte durch den Flur.

„Hilfe! Nein! Hilfe! Hört mich denn niemand?“ Kaum wahrnehmbar drangen die Schreie eines Mädchens zu mir. Fäuste trommelten gegen eine Metalltür. *„Hilfe! Bitte! Ich komme hier nicht raus!“*

Verdammt. Was tun? Falls die Tür ins Schloss fiel, war sie nicht mehr zu öffnen. Sollte ich erst den anderen Bescheid geben? Es klang drängend.

Nochmals schaute ich genauer. Der Gang vor mir sah nach einem normalen Kellergang mit Türen zu Lagerräumen aus. Die Panik in den Schreien war eindeutig. Es half nichts, ich musste zumindest nachschauen, ob jemand in akuter Gefahr schwebte. Hilfe zu holen wäre auch später möglich. Damit gab ich mir einen Ruck und trat durch die Tür in den Flur.

Die Neonröhre über mir flackerte. Mit einem elektrischen Knistern wurde es schlagartig stockfinster. Mir schlug das Herz bis zum Hals. Ein erschrockener Schrei verließ meine Kehle. Mit einem Schritt trat ich zurück in den Schwimmbadkeller. Dort war kein Keller mehr! Mein Hinterkopf stieß schmerzhaft gegen eine harte Wand. Die Verzweiflungsrufe und das Hämmern waren verstummt. In der Ferne tropfte Wasser.

Okay. Ruhig Blut. Sicher war das ein Prank meiner Kameraden, die sich in diesem Moment beömmelten. Hatten ein Smartphone mit der aufgezeichneten Stimme in den Kellerflur gelegt und die Beleuchtung ausgeschaltet.

„Hey!“, rief ich. „Das ist nicht witzig, ihr Scherzkekse! Macht sofort wieder das Licht an!“

Mit zitternden Händen tastete ich nach der Metalltür hinter mir. Es blieb stockfinster und meine Finger strichen über feuchten Stein. Kein Metall. Kein Türgriff. Panik kroch wie wimmelnde Ameisen in meine Glieder.